Die Reise nach Ikarien.

Roman von H. Leichmann.

(27. Fortsetzung.)

Gerta pulsiert rasch kam in ihr die Empörung zum Durchbruch, daß man Gehaltsätze von ihr machte. Ihr Gatte glaubte vielleicht, das jugendliche Leben hätte sie gelockt, und er könnte sie doch so gut. Aus sich heraus konnte er diese Gedanken nicht gefaßt haben, es mußte jemand da sein, der Augen heraus stehen wollte — der etwas damit bezweckte. Und das konnte nur Frau Langrafscheit sein, die alle ihr gegenüber immer nur Interesse geheuchelt hatte. Sie hatte sie systematisch auf den Weg gedrängt, der sie von Gert trennte. Weshalb, warum? Und Gerta hatte sich so bereitwillig drängen lassen, hatte so willig Platz gemacht.

Aber nun war sie einmal hier, nun galt es auch zu zeigen, daß sie kein Irrlicht hinausgelockt hatte. Mit aller Kraft wollte sie sich dem Roman widmen, der mußte ihr einen Namen machen, der würde sie alle überzeugen: Wenn man solches zu schreiben imstande war, konnte man nimmermehr schlechte Wege gehen. . . .

Die Seber kam, und es wurde besser mit Gert. Er lebte ein wenig auf, und die junge Frau konnte sich mehr ihren Arbeiten widmen. Der Roman schritt vor, langsam zwar, denn Gerta durfte ihre Kräfte nicht mißbrauchen. Da kam eines Abends Frida Graner in ihr Zimmer.

„Frau Gerta", rief sie mit flackernden Augen, denken Sie nur, heute habe ich den letzten Federstrich getan — endgültig den letzten. Morgen trage ich mein Volksstück zum Abschreiben in ein Bureau, und dann lege ich es einem Theater vor. Heute will ich etwas ganz Besonderes. Und Sie müssen mit. Einige Mitglieder vom Schriftstellerbund haben einen Vortragsabend, es ist eigentlich eine zwanglose Zusammenkunft, und jeder trägt etwas aus seinen Werken vor. Sie kennen noch weiter niemand hier. Das ist nicht gut für einen Schriftsteller. Der muß Leute sehen, muß erleben, um dann aus dem Vollen urteilen zu können."

Gerta saß gerade über einem langweiligen Kapitel. Gert schlief schon. Da stimmte sie freudig zu und machte ganz feierlich und umständlich Toilette. Einmal konnte sie sich wirklich eine Erholung gönnen, beruhigte sie ihr Gewissen, es ging dann wohl wieder besser. Auch Frida hatte sich schön herausgeputzt, und so eilten sie in die Berliner Nacht hinaus.

Gerta lernte viel interessante Menschen in dem kleinen Gastzimmerchen kennen. Alle gaben sich heiter und zwanglos und nahmen jedes neue Element freundschaftlich auf. Gerta fand ihren Platz neben einer noch jungen, aber unbedeutend aussehenden Frau. Sie kam im Laufe des Abends in ein intimes Gespräch mit ihr, und Gerta erfuhr, daß Frau Wiemann Mann und Kinder besitze.

„Wie können Sie dann schreiben? Hindert Sie der Haushalt nicht?" fragte Gerta mit Staunen, als sie hörte, die Frau habe schon eine Anzahl Romane veröffentlicht. Ruhig versetzte die andere: „Mein Haushalt hindert mich nicht, da ich mir genügend Personal halten kann."

„Und die Kinder?"

„Ach, die erhalten schon ihr Teil. Den ganzen Tag kann man ja doch nicht schreiben, da sind die Kinder dann meine Erholung."

„Und Ihr Mann gewährt Ihnen jede Freiheit? Wie beneidenswert Sie sind! Er muß Sie sehr, sehr lieb haben!"

Ein leiser, spöttischer Zug lag in Frau Wiemanns Antwort:

„So? Meinen Sie? Man kann es auch anders auffassen. Sehen Sie, junge Frau, ich spreche aus Erfahrung. Mein Mann, und wohl ein jeder, liebt die Freiheit. Manche mißbrauchen sie. Sind sie gutmütig, so wollen sie die Frau entschädigen, indem sie auch ihr in gewissen Dingen ihren Willen lassen. Ich habe meinem Mann viel nachzusehen. Ich bin nicht schön und besitze keinerlei Reize. Nur mein Talent. Doch wie gern gäbe ich es hin für Schönheit — für meines Gatten Liebe. Verstehen Sie mich recht, ich meine nicht die ruhige Freundschaftsliebe. Die besitze ich. Ich meine die andere, wie sie manche Männer für ihre Frauen empfinden: die ewig gleiche, eifersüchtige, egoistische, brutale, zärtliche Liebe des Mannes zum Weibe. Die möchte ich besitzen."

Gerta saß sinnend und meinte:

„Wir sind doch nie zufrieden. Ich wäre glücklich gewesen, hätte mein Mann mir die Freiheit gewährt, schreiben zu dürfen. Das ist doch nur Egoismus."

„Wie man es nimmt. Auch die Eifersucht ist Egoismus. Und es gibt Leute, die behaupten: Die Liebe ohne Eifersucht ist keine Liebe, ist nur Freundschaft, Neigung. Manche Männer lassen ihren Frauen aus Gleichgültigkeit so viel Freiheit, oder weil sie kein reines Gewissen haben, weil sie eine Entschädigung bieten wollen. Jedesmal, wenn ich einen großen Erfolg errungen habe, beichte ich: „Mir geht's gut, ich bin gegangen eine Zeile, verstehen, meinetwegen auch durch die beleidigende Eifersucht bereitgestellte Stunde!" Kann eigentlich Eifersucht beleidigen? Sehen Sie, das ist ein Punkt, der mich momentan interessiert. Und ich schreibe nächstens einen Roman darüber. Wie kommt's immer vor, als sei allzu großes Vertrauen eher beleidigend — in puncto Liebe natürlich. Mein Mann ist nie eifersüchtig auf mich, hegt nie einen ungeziemlichen Gedanken."

„Weil er weiß, daß Sie ihn lieben!"

„Woher weiß er das? Ich zeige es ihm nie. Ich verstecke meine Liebe, bin oft kalt und gleichgültig und gab mir die größte Mühe, ihn einmal zu hintergehen. Es ging nicht. Ich bin nicht schön. Das ist mein Schicksal."

„Aber Sie haben ein so schönes Talent. Wie viele Frauen haben nichts — keine Schönheit, kein Talent."

„Ja und sind zufrieden. Das sind die glücklichen, harmlosen, einfach konstruierten Naturen, die über nichts nachdenken, für die es keine Seelenrätsel gibt."

Die Frau schwieg lange Zeit, dann fragte sie plötzlich:

„Und Sie? Haben Sie Gatten und Kinder?"

Gerta erzählte ihr kurz den letzten Abschnitt des Lebens. Sie erwartete Zustimmung, Anerkennung von der berühmten Frau. Doch die schüttelte den Kopf.

„Ich hätte das nicht getan. Ich wäre zu Hause geblieben. Sie haben doch Kinder! Wie können Sie ihnen das Glück eines Elternhauses nehmen! Und Sie selbst! Sind Sie jetzt wunschlos glücklich? Können Sie, wenn Sie restlos offen gegen sich selbst sind, sagen: „Nun habe ich erreicht, was ich wollte. Nun stehe ich auf dem Gipfel?""

„Nein, noch habe ich nichts erreicht. Und ich stehe erst am Anfang des Weges."

„Sie werden auch dann nicht befriedigt sein, wenn Sie etwas erreichen sollten. Denn es leben zwei Seelen in Ihnen: die Sehnsucht nach der Freiheit und die Sehnsucht nach der Familie. Wer weiß, welche von ihnen siegen wird."

„Man kann beides vereinen. Das sieht man bei so vielen."

„Ja, aber es ist ein seltenes Glück: Liebe, Familie und Ruhm — ist das nicht zuviel für den Neid der Götter? Ich hätte Angst. Und sehen Sie, ich weiß es, daß es ein größeres Glück als Ruhm gibt. Man gewöhnt sich daran. Aber das echte, rechte Familienglück empfindet man immer wieder aufs neue. Wäre ich vor die Wahl gestellt worden: Mutter — das heißt auch Gattin — oder Schriftstellerin — ich hätte nie um den Preis gerungen, wenn ich die Familie einbüßen müßte. Und wer weiß es denn, ob Sie ein so durchschlagendes Talent haben? Es gibt heutzutage so viele, die sich berufen fühlen. Hatten Sie schon irgendeinen Erfolg?"

„Ich schreibe erst jetzt mein erstes großes Werk."

„Nun, ich wünsche Ihnen jedenfalls viel Glück dazu. Denn Sie verdienen einen Erfolg, eine Belohnung für das Opfer, das Sie der Kunst brachten."

Gerta war für den ganzen Abend verstimmt. Frau Wiemann hatte ihr eigentlich nichts Neues gesagt. In einsamen Stunden war sie schon oft zu dem gleichen Resultat gekommen. Sie vergaß es dann immer gleich wieder oder wollte es wenigstens vergessen. Denn noch gab sie sich nicht gefangen. Sie stand ja erst am Anfang. Als sie mit Frida nach Hause ging, erzählte sie ihr von dem Gespräch.

Es war eine wundervolle Nacht, mild, mit blitzenden Sternen, und das Leben flutete in den Straßen wie am Tage. Frida hatte aufmerksam zugehört, jetzt sagte sie:

„Nun, Gerta, ich kann mir nicht helfen, ich muß der Wiemann recht geben. Sie gaben zu viel auf. Der Preis war wirklich zu hoch. Und Sie tun nichts ganz. Wenn Sie wirklich einen Götterfunken in sich fühlen, so widmen Sie ihm Ihre ganze Kraft. Vor allem: senden Sie das Kind nach Hause. Es hindert Sie, nimmt Ihre besten Gedanken und Kräfte in Anspruch. Und das Kind würde sich in der Heimatluft erholen, würde aufblühen. Dann weiter: geben Sie die Stelle in der Redaktion auf. Schreiben Sie Ihren Roman zu Ende. Nehmen Sie sich eine kleinere, bescheidene Wohnung, oder leben Sie von dem Gelde Ihres Sparkassenbuches. Der Roman wird Ihnen dann neues Kapital bringen."

Gerta wehrte sich noch immer. Ja, die Stelle in der Redaktion wollte sie wohl aufgeben, aber Gert wegschicken? Die Mutter in ihr war noch zu stark, zu kräftig.

Da schien es, als wolle sich das Schicksal selbst der Kämpfenden annehmen. Gert wurde krank. Es war bald gewiß, der Kommer war mit seinem Stiche, seiner Grashaftigkeit eingezogen. Das Kind war in Luft nicht gewöhnt. Er welkte hin wie eine Blume, der das Wasser verfagt wird.

Gerta ging mit ihm zum Arzt. Der packte die Achseln.

„Mutterm, Schicken Sie ihn aufs Land. Lassen Sie ihr recht frische Milch trinken, atmen in der frischen Luft sein."

Gerta flüsterte: „Ich kann nicht gut fort, Herr Doktor, bin in Stellung."

„Ja, dann kann ich Ihnen nicht helfen. Entweder Sie können oder Sie können nicht. Entweder wird der Junge gesund oder" — Er vollendete nicht, daß er machte eine bezeichnende Bewegung. Gerta Rückte der Herzschlag. Sie sah auf ihr blasses, müdes Kind, das apathisch auf ihrem Schoße saß. Und sie dachte: „Das ist auch Egoismus von mir, diese übergroße Liebe. Ich will ihn nicht entbehren, und das Kind leidet darunter. Muß ich dies Opfer bringen?"

Sie ging ganz langsam durch die Sommerhitze mit Gert nach Hause. Sie überlegte: „Und wenn ich mit ihm in eine Sommerfrische ginge? Allein mit ihm kann ich nicht sein, denn dann läge meine Kraft ganz brach. Und dann müßte ich doch wieder zurückkehren, und alles wäre auf dem alten Standpunkt."

Sie sprach mit allen darüber, die sie kannte, von allen forderte sie Rat. Und alle gaben ihr den gleichen: „Senden Sie das Kind, wenn auch nur für eine Zeit, nach Hause."

Ein paar Tage noch kämpfte sie. Dann gab sie müde die Sache verloren. Sie sah es ein: sie mußte sich, wenigstens für jetzt, von Gert trennen. Frau Seber redete ihr zu:

„Aber Frau Heibe, das dürfen Sie nicht so schwer nehmen. Ich bringe den Kleinen schon gut nach Hause und bleibe bei ihm. Da dürfen Sie gar keinen Kummer haben. Und wenn er sich ein bissel erholt hat, im Herbst, kommen wir wieder."

„Und wenn mein Mann Sie nicht läßt?"

„Dann kneifen wir aus. Werd' schon alles machen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Hochzeit der Beatrice

Erzählung von Julius Knopf.

Es war auf dem prächtigen Campagna-Schloß des Conte Raffaele Ardore. Die drei Freunde des Grafen waren nach dem üppigen Diner in den herrlichen Park spaziert, der mit seinen von grünem Laub umdachten, kunstvollen Statuen an das glänzende Adriaschloß Miramare gemahnte. Nun saßen sie mit dem Gastgeber auf den antiken Marmorsitzen der breiten Veranda, von schattenspendenden Palmen gegen den Sonnenbrand.

Ruhe ringsum! Märchenstimmung, die das lebhafte Geplauder verstummen ließ. Ein jeder der vier Kavaliere ergab sich der Weihe der Stunde, hing seinen Gedanken nach oder dachte überhaupt nicht. Bis der Graf das Schweigen unterbrach.

„Es sind heute gerade vierzig Jahre", sprach er und strich den kalkweißen, struppigen Schnurrbart, „daß hier das Entsetzliche geschah. Diese Tat, die das Schloß zur Einöde wandelte, bis es mein Vater von dem Besitzer kaufte, der nach dem schaudervollen Ereignis mit seiner Familie Italien verlassen hatte und nach Südfrankreich übergesiedelt war.

Ich will Euch diese blutige Geschichte erzählen, wie ich sie von meinem Vater gehört und den Zeitungen unseres Archivs entnommen habe, die damals viel darüber geschrieben haben.

Der Marchese Antonio Fugini, dem dieses Schloß gehörte, war einer der reichsten Großgrundbesitzer des Landes. Ein stolzer Herr, der in hohem Ansehen stand und vom Glück verwöhnt war. Zwar hatte das Geschick ihm einen Stammhalter versagt, aber seine Tochter Beatrice war so liebreizend, so geschmückt mit allen Gaben des Geistes und der Anmut, daß er sich allmählich mit dem Gedanken versöhnte, einen Leibeserben entbehren zu müssen.

Es konnte natürlich nicht fehlen, daß sich viele angesehene Bewerber um das schöne und reiche Mädchen einfanden. Einer von ihnen, Graf Rutigliani, ein bereits älterer Mann von hartem, knorrigem Wesen, rauhen Manieren und düsterem Aussehen, war so ausdauernd in seinen Werbungen, daß er sich sogar dann nicht zufrieden gab, als die schöne Beatrice ihn ganz unzweideutig zurückgewiesen hatte. Ja, selbst als es bekannt wurde, daß Beatrice sich einem jungen, frischen Edelmann, dem Cavaliere Giovanni Lagella anverlobt, versuchte er noch einmal mit Ungestüm bei ihr sein Glück. Und so zudringlich, daß das schöne Mädchen ihn derb zurechtweisen mußte. Man sprach davon, daß sie ihn mit der Reitgerte ins Gesicht geschlagen habe, um sich seiner zu erwehren. Erst da zog er sich zurück, grollend, tief verletzt in seiner Eitelkeit, auch befürchtete er, daß die schöne Giovanna einen jungen, reichen Mitbuhler ihm, dem kräftigen reifen Manne, vorgezogen hatte. Sein rachtrunkener Charakter ließ in dem Verschmähten ein heißes Rachegefühl erstehen. Mißmutig verließ er seine Wohnung und zog sich in die Einsamkeit zurück. Selbst seine Diener wußten nicht, wo ihr Herr geblieben war.

Unterdessen lebten die Verlobten glückliche, sorglose Tage, ganz von der Wonne der Liebe durchdrungen.

Der Tag der Hochzeit war gekommen. Der Marchese Fugini hatte die Vermählung seines einzigen Kindes zu einem großen Fest gestaltet. Der gesamte, sehr beträchtliche Anhang der beiden Familien war geladen, niemand hatte abgesagt. Einige hundert Personen hatten sich im Schlosse eingefunden.

Die kirchliche Zeremonie war beendet und auch an dem erlesenen Hochzeitsmahl mit all den üblichen rednerischen und gesanglichen Zierraten hatte man sich bereits ergötzt. Und nun zerstreuten sich viele der Gäste im Park, um zu lustwandeln und den Weisen des Gartenorchesters zu lauschen, andere wieder bestiegen die Barken auf dem kleinen Parksee und ließen sich rudern. Die meisten aber, und mit ihnen die Neuvermählten, blieben in dem großen Prunksaal des Schlosses, um die Freuden des Tanzes zu genießen.

Da, als die allgemeine Lust aufs Höchste gestiegen war, und der Taumel des Tanzes auch die älteren Gäste ergriffen hatte, erschien ein maskiertes Paar in dem Saal. Groß von Gestalt, in der Tracht der sizilianischen Bauern. Die Sitte des Maskentanzes auf Hochzeitsfesten war in Sizilien früher allgemein und so erregte das Paar, das kühne und kunstvolle Tänze aufführte, kein Befremden; denn auf den römischen Festlichkeiten geschah es damals oft genug, daß dieses sizilianische Maskentreiben aufgenommen wurde, um in das konventionelle Einerlei des Festes Farbe und Abwechslung zu bringen.

Man scharte sich um die beiden maskierten Tänzer, deren Gestalten ungewöhnliche Kraft und Elastizität verrieten. Plötzlich verschwand das Paar, um nach einigen Minuten wieder zu erscheinen.

Diesmal trugen die beiden Tänzer eine Bahre, und auf dieser lag eine dritte Maske, ebenso gekleidet wie die beiden anderen, von einem purpurroten Tuche leicht verhüllt. Ob Puppe, ob lebendes Wesen, vermochte man nicht zu erkennen. Auf der Kappe dieser dritten Maske war mit schwarzer Seide gestickt das Wort: „Fato" (Schicksal) zu lesen.

Die beiden Fremden legten die Bahre auf ein Sofa und setzten vor der verdeckten dritten Maske ihr Spiel fort. Und diesmal waren ihre Tänze noch wilder, noch leidenschaftlicher, von bacchantischer Lust angestachelt.

Man umringte die Masken und bemühte sich vergebens, den Sinn dieses allegorischen Spiels zu enträtseln. Auch das junge Brautpaar hat sich in den Kreis der Zuschauer gestellt und folgte neugierig den Figuren des sonderbaren Maskentanzes.

Die Neugierde der Gäste war aufs höchste gestiegen, man wollte wissen, wer die rätselhaften Tänzer waren.

„Die Masken herunter!" erscholl es aus den Reihen der Gäste. Und: „Herunter die Masken!" riefen sie alle plötzlich, wie aus einem Munde.

Da näherte sich der eine Tänzer, der größere — ein Riese von Gestalt — dem Brautpaar, und gab dem jungen Mann durch Zeichen zu verstehen, daß er mit ihm zu reden und vor ihm die Maske zu lüften wünschte. Auch der zweite Tänzer trat hinzu und deutete auf ein benachbartes Zimmer.

Höflich bat Signor Giovanni Lagella die beiden Fremden, ihm in den Nebenraum zu folgen.

Das Paar begann den Tanz von neuem, nahm die Bahre mit der Figur des „Schicksals" und trug sie dem Bräutigam in das Nachbarzimmer voran.

Die meisten Gäste waren begierig, sich selbst wieder den unterbrochenen Freuden des Tanzes zu ergeben, sie warteten die Rückkehr des Bräutigams und der Masken nicht ab, sondern drehten sich bald nach den lockenden Walzermelodien des Orchesters. Auch die Braut, die von den Kavalieren zum Tanze geholt wurde, durfte sich ihm nicht entziehen. Aber sie war unruhig und seltsam bewegt. Angstvoll spähte sie während des Tanzes nach der Tür des Zimmers, in das die Masken mit dem Geliebten verschwunden waren.

Endlich kamen sie zurück und Beatrice atmete auf. Aber es waren nur die beiden unbekannten Tänzer, ohne Giovanni. Wieder trugen sie die Bahre und wieder lag auf ihr die verhüllte Gestalt, die diesmal ganz und gar von dem roten Tuch bedeckt war.

Von neuem begann der symbolische Tanz. Getragene, feierliche Bewegungen, die Trauer oder Schmerz ausdrücken sollten. Gebärden, die feierlich in den Rahmen eines Hochzeitsfestes passen. Dieser Tanz erlahmte den Gästen, deren Neugier schnell erlahmte und, langweilig und ermüdend und schließlich achtete niemand mehr auf das seltsame Tanzgespann.

Nur Beatrice, deren Unruhe auch höchste gestiegen war, sah den Masken zu und plötzlich von unendlicher Angst ergriffen, näherte sie sich der Bahre, um das verhüllende Tuch zu heben.

Da packte sie eine feste Hand am Gelenk.

„Nicht neugierig, schöne Beatrice, das Fatum ist da, es läßt sich nicht bannen."

Mit heiserer, wie es schien verstellter Stimme, waren die Worte gesprochen worden.

Ein jähes Schreck schnürte der jungen Frau die Kehle zu. Aber schnell bezwang sie die Schwäche. Mit raschem Entschluß wollte sie dem Fremden die Maske vom Gesicht reißen, aber mit Blitzesschnelle entwand er sich ihr und im nächsten Augenblick war er mit seinem Begleiter verschwunden. Nur die Bahre mit der verhüllten Gestalt hatten sie zurückgelassen.

Man schlug das rote Tuch beiseite, Giovanni lag darunter, eine schwarze Maske über dem Gesicht, ohne Lebenszeichen, kalt, starr. Alle Bemühungen ihn zum Leben zu erwecken, erwiesen sich als erfolglos. Man hatte ihn in dem Nebenzimmer erdrosselt.

Die Freunde des Bräutigams setzten den Mördern nach, aber keine Spur verriet, welchen Weg sie genommen hatten. Niemand hatte sie in dem Tumult des Festes fortgehen sehen.

Das einzige, was sie zurückgelassen hatten, war die maskierte Puppe im Nebenzimmer, mit der sie gekommen waren.

Alle Anstrengungen, die man machte, um die Mörder zu entdecken, waren vergebens. Der Verdacht fiel naturgemäß auf den Grafen Rutigliani, aber er konnte nachweisen, daß er sich an jenem Tage in dem kleinen Orte Arezzo nahe Florenz aufgehalten habe, wohin er sich schon seit Monaten zurückgezogen hatte.

Da es sich trotz aller Nachforschungen als unmöglich erwies, die beiden Masken, deren Gesicht ja niemand gesehen hatte, ausfindig zu machen, so blieb die blutige Tat ungesühnt und wurde allmählich von Mitwelt und Justiz vergessen.

Die schöne Beatrice nahm den Schleier und der Marchese Antonio Fugini verließ mit den Seinigen dieses Schloß, worin ihm der Aufenthalt durch jenes grausige Ereignis unleidlich geworden war.

Radlerlist.

„Puh, eine solche Hitze, das ist schon nicht mehr schön! Doch nur feste darauf losgeradelt, wir Radler haben ja unter der Hitze weniger zu leiden als die anderen, weil uns immer ein frischer Luftzug umfächelt."

Diesen Betrachtungen gab sich ein flotter junger Radler hin, der an einem heißen Sommernachmittage alleine auf der einsamen Chaussee dahinfuhr.

„Der arme Kerl da vorne hat's freilich nicht so gut," meditierte er weiter. „Der scheint's ja mächtig eilig zu haben, aber was hilft alles Rennen, wir Radler überholen ihn doch, ehe er sich's versieht. Und dabei schwitzt der Kerl wie ein Braten. Na, da habe ich ihn ja schon."

Der Radfahrer war kaum in die Nähe des Fußgängers gekommen, als dieser, ein sehr gut gekleideter jüngerer Herr, plötzlich stehen blieb.

„All Heil!" rief er dem Radler entgegen. „Sie haben ja ein patentes Rad."

„Sie sind wohl auch Sportskamerad?" fragte dieser ,indem er anhielt und vom Rade sprang.

Bald entspann sich zwischen beiden ein Fachgespräch, aus dem hervorging, daß der Fußgänger nicht nur ein eifriger Sportsmann, sondern auch Besitzer eines vorzüglichen Rades war. — Die beiden jungen Männer stellten sich gegenseitig vor.

„Link, cand. med.", sagte der Fußgänger.

„Gymnasiallehrer Krüger," erwiderte der Radler. — Man kam im Weitergehen auf das Gebiet des Kunstfahrens und bald gerieten beide in Meinungsverschiedenheit, die nur durch praktische Beispiele zu entscheiden war. Der Gymnasiallehrer fuhr einen kunstvollen Bogen, der Mediziner fand jedoch etwas daran auszusetzen und bat um die Erlaubnis, die Tour fahren zu dürfen.

Ohne Bedenken überließ ihm Krüger das Rad, war doch der Fremde ein feingebildeter, anscheinend sehr gut situierter Herr, gegen den er kein Mißtrauen hegen konnte.

Der Mediziner fuhr denn auch mit Gewandheit denselben Bogen, dann aber griff er plötzlich aus und entfeilte mit den Worten „Entschuldigen Sie, ich habe es eilig: im „Weißen Lamm" in Edenhofen stelle ich ihr Rad ein."

Der Schulmann lief mit lauten „Halt"-Rufen, die jedoch niemand hörte, ein Stück hinter ihm her, natürlich erfolglos, und setzte dann ärgerlich seinen Weg fort: „Ein solcher Halunke!" murmelte er vor sich hin. „Wem soll man denn nun noch trauen? Der Mensch machte doch den besten Eindruck, sein Benehmen zeigte den gebildeten Mann, ein armer Teufel ists auch nicht, sein Brillantring und seine goldene Uhr sind entschieden echt, und dann — seinem ehrlichen Gesicht hätte ich alles anvertraut — und nun doch reingefallen! Na, die Gendarmen werden ihn hoffentlich erwischen. Und dann noch dieser Hohn; er entschuldigt sich und will im „Weißen Lamm" einstellen!

Mißvergnügt marschierte der junge Mann weiter, bis er endlich, nach fünfviertelstündiger Wanderung in der Sonnenhitze, in Edenhofen ankam.

„'s ist ja natürlich Unsinn," sagte er sich, „aber einkehren könntest Du doch einmal im „Weißen Lamm". Der Halunke ist ja sicher über alle Berge." — Aergerlich schlenderte er in das stattliche Gasthaus hinein und ließ, trotzdem er alle Hoffnung aufgegeben, instinktiv die Blicke durch das geräumige Zimmer schweifen.

Wie, sollte er seinen Augen trauen? Da stand ja sein Rad, anscheinend unverletzt!

In dem Augenblick, wo er sich niederbeugte, um es zu untersuchen, trat der behäbige Wirt ein. — „Ah," rief er, „Sie sind wohl der Herr, dem das Rad gehört?"

„Allerdings! Der Dieb hat es nun hier zurückgelassen?"

„Hm, ein Dieb war das gerade nicht," erwiderte der Wirt mit einem Augenzwinkern. „Der Herr — ich kenne ihn gut — mußte um jeden Preis den Zug erreichen, der vor einer halben Stunde abging, na und da—"

„So und da stibitzte er mein Rad!"

„Nun, nichts für ungut; er läßt Sie schön grüßen und hat mir den Auftrag gegeben, für Sie ein Fläschchen Mosel kaltzustellen. Sie würden schon durstig sein, hat er gemeint."

„Na und ob!" rief der Radler lachend. „Aber auf sein Wohl trinke ich die Flasche nicht!" fuhr er fort, als der Wirt einschenkte, „dazu hat er mich zu sehr gefoppt. So ein Schwerenöter. Na, lassen wirs ihm hingehen. Auf mein Roß! Es lebe die edle Radlerei!"

Das Kochbuch.

Die Verfasserin eines neuen Kochbuches hatte ihren Verleger veranlaßt, die Rezepte mit besonders breitem Rande zu versehen, damit die Hausfrau neue Rezepte oder Verbesserungen eintragen konnte. Um festzustellen, ob die Hausfrauen das auch getan, kaufte sie sich ein antiquarisches Exemplar und nahm es mit nach Hause. Als sie das Buch ärgerlich zuschlug, fragte ihr Gatte:

„Hast Du irgendwelche Notizen oder Rezepte gefunden?"

„Nein," antwortete sie ärgerlich.

Als der Gatte einmal zufällig in dem Buche blätterte, fand er zahlreiche Eintragungen . . . . lauter Mittel gegen Dyspepsie und Anleitungen für Magenleidende.

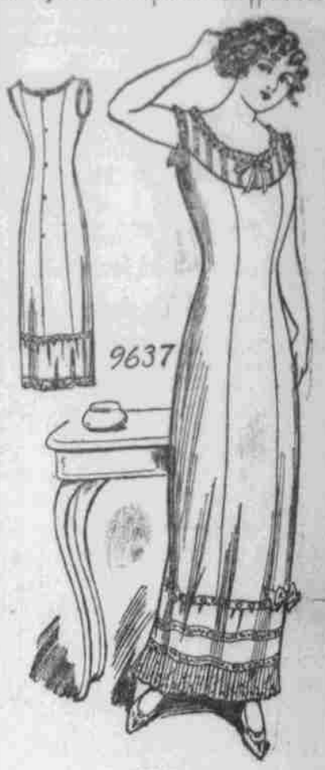
— Ein Wunderkind. Besuch: „Kann denn der Kleine schon wacker rechnen?"

Vater: „Der? Ich sag' Ihnen, wenn der anfängt zu zählen, der hört Ihnen nicht eher auf, als bis er — drei gezählt hat."

Der Fensterschleier. Neue Motor- und Draperie-Schleier haben eingesetzte Fensterchen von feineren Maschen, welche gerade über das Gesicht fallen; der längerere Teil des Schleiers umgibt dieses Fenster aus feinen Maschen und umrahmt das Gesicht auf eine eigenartige mysteriöse Weise, die überaus faszinierend ist. Manchmal ist das Fenster aus Net, in einem Chantilly-Schleier eingesetzt, manchmal ist es aus feineren Schattenmaschen in einem Schleier aus Chiffon. In der Abbildung ist der Schleier aus schweren weißen Craquele-Maschen und hat ein Fenster aus seidenem Shetland-Gewebe.

Unsere

Schnittmuster-Offerte.



9637.
Prinzeß-Slip für Damen.

Dieser reizende Slip, der dabei bequem und einfach ist, kann mit oder ohne Jochaufschlag gemacht werden. Für Cambric, Naisook, Dimity, Lawn oder Seide ist dieses Modell sehr wünschenswert. Es kann als Unterkleid für ein Kleid aus Net, Chiffon oder Voiling benutzt werden, oder als ein direkt auf dem Körper zu tragendes Gewand benutzt werden, wenn es aus Lingerie gemacht ist. Spitzen, Stickerei oder Kanten können als Besatz benutzt werden. Es kann mit oder ohne Jochaufschlag hergestellt werden. Das Muster ist in 5 Größen geschnitten: 34, 36, 38, 40 und 42 Zoll Brustweite. Es benötigt 6¾ Yards 36zöll. Stoff für die 36zöllige Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

„Neuer Frühjahrs- und Sommer-Katalog mit allen neuesten Moden jetzt fertig. Jeder Leserin der „Omaha Tribüne für 10 Cents zugesandt."

Bestellungs-Anweisungen;

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

**PATTERN DEPARTMENT
OMAHA TRIBUNE,**
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No.....
..... Zoll Brust- oder Taillenweite. — 10 cts
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name .....
No..... Straße.....
.....Stadt .....

Das deutsche Normal-Lichtmaß ist neunzehntel der internationalen Kerzenstärke